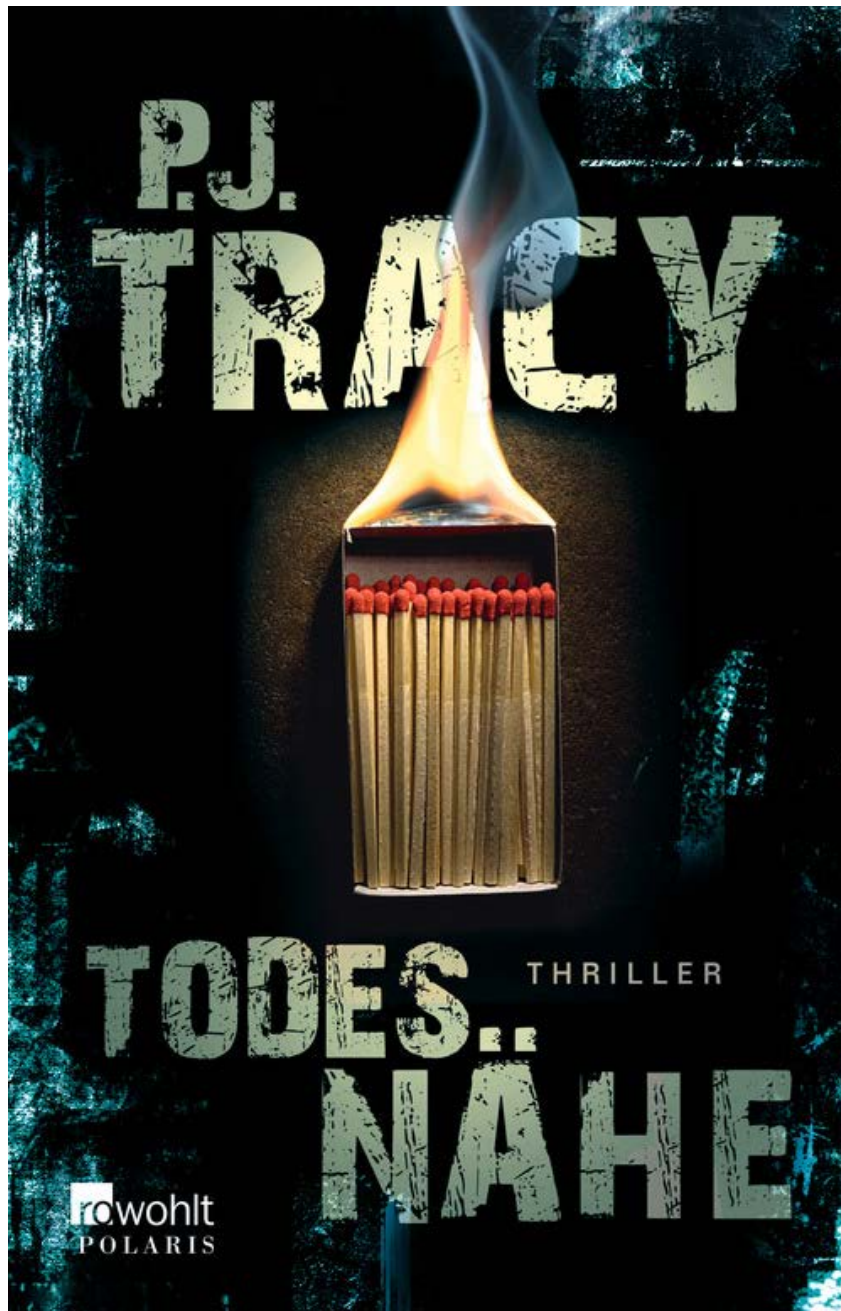


Leseprobe aus:

P.J. Tracy
Todesnähe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

**P. J.
TRACY
TODES-
NÄHE**

THRILLER

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

Rowohlt Polaris

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«Off The Grid» bei Penguin/Putnam, New York.

1. Auflage September 2012

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Redaktion: Uta Rupprecht

Das Zitat auf S. 9 stammt von Edward Lear,
Eulerich und Miezekatz, Sauerländer Verlag, Aarau 1978,

und wurde übersetzt von Josef Guggenmoos.

«Off The Grid» Copyright © 2012 by

Patricia Lambrecht und Traci Lambrecht

Umschlaggestaltung David Hauptmann,

HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

(Foto: plainpicture/Schiesswohl)

Foto der Autorinnen: privat

Satz Thesis Antiqua, PostScript, PageOne,

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 86252 031 2

KAPITEL 1

Manchmal war das Wasser so glatt wie eine Glasscheibe, und das Boot lag darauf wie ein weißes Blatt auf einer Tischplatte. Reglos, ohne jeden Laut. Dann wieder, vor allem, wenn sie irgendwo festgemacht hatten, brachte die Flut eine Welle heran, die das Boot aus dem Wasser hob wie einen Achterbahnwagen vor der großen Talfahrt. In besonders seltenen Nächten schließlich war das Meer vor den Keys wie eine sanfte Wiege, und das waren die Nächte, in denen man gefahrlos ein paar Kilometer vor der Küste ankern konnte, wo leichte Wellen einen in den Schlaf schaukelten und schmatzend wie Küsse gegen den Schiffsrumpf schwappten. Grace MacBride mochte dieses Geräusch. Sie musste dabei an Harleys Koi-Karpfen denken, wie sie ihr aus der Hand fraßen, damals, bevor sie alle einem serienmordenden Waschbären zum Opfer gefallen waren.

Soweit sie wusste, gab es auf den Keys keine Serienmörder, egal welcher Spezies, und der Beweis dafür lag auf der Hand. Seit Monaten war Grace jetzt schon hier, ganz ohne Reitstiefel, schwarze Jeans, langen schwarzen Mantel und Waffe am Gürtel, und sie war immer noch am Leben. Am zweiten Tag schon hatte die feuchte Hitze sie in den nächstbesten Laden getrieben und in das erste Sommerkleid und das erste Paar Sandalen ihres Lebens, und irgendwie hatte diese äußerliche Veränderung auch etwas in ihrem Kopf verändert, hatte die Angst, mit der sie seit Ewigkeiten lebte, einfach geschluckt. Nackte Beine und nackte Füße: das ein-

zige Mittel gegen die Paranoia, das ihr bisher nie in den Sinn gekommen war.

Armer Magozzi. Der Mordermittler aus Minneapolis war der einzige Mann, dem sie je ihr Herz geöffnet hatte, einen ganz kleinen Spaltbreit zumindest, und er hatte sich so viel Mühe gegeben, sie so weit zu bringen, dass sie ohne Waffe aus dem Haus gehen konnte. Und jetzt stellte sich heraus, dass ein Sommerkleid genügte, und von heute auf morgen war das Ziel erreicht. Zum Sommerkleid konnte man kein Pistolenhalfter tragen. Das sah einfach unmöglich aus.

Ganz geheuer war es ihr ja nicht, dieses neue Leben, in dem die Naturgewalten regierten und die Menschen sich einfach davontragen ließen. Wenn der Wind das Segelboot vor sich hertrieb, blieb einem gar nichts anderes übrig, als die Kontrolle abzugeben, und das hatte Grace zunächst Angst gemacht. Seit sie denken konnte, war Kontrolle für sie der Schlüssel zum Überleben, krampfhaftige Wachsamkeit für jedes kleinste Detail das einzig Sichere. Das Segeln hatte sie davon befreit. Hier draußen gab es keine verdächtigen Geräusche, keine Räuber, keine Mörder, keine plötzlichen Bewegungen, die man aus dem Augenwinkel wahrnahm und vor denen man sich in Sicherheit bringen musste. Nur die endlose Weite von Meer und Himmel, und im Wind der ständige Geruch nach Salz.

Morgens beim Aufwachen verschwendete sie keinen Gedanken an die zahllosen Gefahren, denen sie ausgesetzt sein würde, sobald sie das Haus verließ, und abends sank sie auf ihre schmale Kojе unter Deck und fiel in einen tiefen Schlaf, frei von den Albträumen voller Angst und Mord und Blut, das unschuldigen Frauen an den nackten Beinen herunterlief. Und diese exotische Erfahrung, ohne Angst zu

sein, so wie ein ganz normaler Mensch mit einem ganz normalen Leben, verdankte sie John Smith.

Er war FBI-Agent, zwanzig Jahre älter als Grace, ein humorloser Einzelgänger, für den es im Leben nicht viel mehr gab als seine Arbeit. Drei Monate zuvor hatte er den Auftrag erhalten, zusammen mit Grace' Software-Firma Monkeewrench und der Polizei von Minneapolis in einer Internet-Mordserie zu ermitteln.

Eigentlich waren sie einander dabei nicht besonders nahegekommen; es wäre zu diesem Zeitpunkt sogar weit übertrieben gewesen, von einer Freundschaft zu reden. Trotzdem: Als John sie aus heiterem Himmel fragte, ob sie mit ihm zum Segeln in die Karibik fahren wolle, hatte Grace ja gesagt. Warum, das wusste sie bis heute nicht recht. Schließlich war seine Einladung nicht gerade eine Sternstunde der Überredungskunst gewesen.

Ich habe ein Boot ... Und wenn ich wieder in Washington bin, werde ich mein Boot nehmen und einfach losfahren ... Wollen Sie mitkommen?

Eine völlig absurde Frage. Wer stieg schon einfach so aus seinem Leben aus und begleitete einen praktisch Wildfremden auf sein Segelboot? Aber als er die Frage stellte, war Grace einer der wenigen glücklichen Momente in einer ansonsten fürchterlichen Kindheit eingefallen: der Abend, an dem eine erschöpfte, lieblose Pflegemutter sich darauf eingelassen hatte, ihr eine Gutenachtgeschichte vorzulesen.

Eulerich und Miezekatz stiegen ins Boot ... In ihrem Boot, wie Erbsen so grün, fahren sie unter den Sternen hin ... Drauf fahren sie weiter und immerzu fort, ein ganzes Jahr, zu jenem Ort, wo der Bim-Baum wächst ...

Für das traurige kleine Mädchen hatte die Vorstellung, einfach so aus dem eigenen Leben davonzusegeln, einen

unwiderstehlichen Zauber gehabt. Vielleicht hatte Grace sich ja deshalb auf Johns Vorschlag eingelassen.

Manchmal, wenn die Wellen sie so sanft wiegten und die Welt so friedlich war, erlaubte sie sich, das zu vermissen, was sie zurückgelassen hatte. Nicht unbedingt Minneapolis, ihre Kollegen bei Monkeewrench dafür aber umso mehr. Sie hatten mit Computern ein Vermögen verdient, indem sie Software für den Schulunterricht und Programme zur Verbrechensbekämpfung geschrieben hatten und auch ein Computerspiel, das – ohne dass die es beabsichtigt hatten – etliche Menschen das Leben kostete. Doch für Grace war die Arbeit die Rettung und ihre drei noch lebenden Geschäftspartner eine Familie.

Computer hatten den Vorzug, absolut berechenbar zu sein. Man gab die korrekten Informationen ein und erhielt das erwartbare Ergebnis. Zwei plus zwei ergab vier. Immer. Bei Menschen war das nie so. Grace vermisste die Sicherheit ihrer Arbeit, vor allem aber vermisste sie ihre Freunde. Die mondäne, modeverrückte Annie Belinsky, den massigen, vollbärtigen, tätowierten und lammfrommen Harley Davidson und den spindeldürren, warmherzigen Roadrunner, die aktuelle Inkarnation der Vogelscheuche aus dem Zauberer von Oz. Genies, allesamt. Auch Magozzi fehlte ihr, aber an ihn versuchte sie nicht allzu oft zu denken.

Heute Nacht war das Boot eine Wiege, die sanft vor sich hin schaukelte, und das Segel blähte sich leise wie ein in der Sonne trocknendes Laken auf einer Wäscheleine im mittleren Westen. Charlie hatte sich auf der schmalen Koje an Grace' Bein gedrückt, sie spürte seinen Hundeatem an der Haut, und sein leises Schnarchen war eine ganz eigene Musik. All diese Laute und Bewegungen lullten Grace in den Schlaf, so wie immer.

Bis sie den Laut hörte, der nicht dazu passte.

Grace fuhr kerzengerade im Bett hoch, die Ohren angestrengt gespitzt. Sie hörte, wie sich die Segel sanft blähten und die Beschläge im leichten Wind rappelten, doch sie konnte auch verstohlene, vorsichtige Schritte ausmachen. Zu viele Schritte für John Smith, falls ihm nicht in den Stunden, seit sie sich verabschiedet und in ihre Kabinen zurückgezogen hatten, noch ein paar zusätzliche Beine gewachsen waren.

Sie und John waren nicht mehr allein auf dem Boot; das entging auch Charlie nicht, der sich bereits aus seinem Schlafknäuel hündischer Glückseligkeit entrollt hatte, die Nase in die Luft streckte und ein leises Knurren hören ließ.

Innerhalb von Sekunden erlebte Grace' ruhiges Herz von neuem den alles verzehrenden Adrenalin-Kick, auf den sie so gern verzichtet hatte. Es war alles wie früher: Sie war nur noch Instinkt und Körperspannung, ohne jeden Gedanken. Vorsichtig richtete sie sich etwas weiter auf und spähte durch das Bullauge nach draußen.

Dort war alles schwarz, so schwarz, wie es nur draußen auf dem offenen Meer sein konnte, und ihr Blickfeld beschränkte sich auf das winzige Fenster. Trotzdem merkte sie, dass sich an den Schatten, die sie inzwischen so gut kannte, etwas verändert hatte. Es sah aus wie ein an der Reling befestigtes Seil, mit einem improvisierten Knoten, wie ihn kein Seemann, der etwas auf sich hielt, je geknüpft hätte. Das war vorher nicht da gewesen, und es hatte auch jetzt nichts dort verloren.

Grace spürte, wie ihr Herz ein paar Takte schneller schlug und ihr Gesicht vor plötzlicher Hitze zu kribbeln begann. Verflixt! Drei Monate hatte sie jetzt sicher und ohne

Angst verbracht, sich zum ersten Mal in ihrem Leben fast wie ein normaler Mensch gefühlt und das weiß Gott genossen, so wie ein kleines Mädchen sein erstes Eis. Nun war das alles in Sekundenschnelle dahin, zerstört von denen, die da oben waren, ob sie nun Gutes oder Böses im Schilde führten.

Grace duckte sich wieder auf ihre Koje. Charlie war vom Hab-Acht-Modus in Starre verfallen, und selbst im Dunkeln sah sie, dass er die schwarzen Lippen hochgezogen hatte. «Bleib, Charlie», flüsterte sie ihm ins Ohr und nahm ihre Sig Sauer von dem auf Bootsmaßstäbe verkleinerten Mininachtisch. Während sie lautlos die wenigen Stufen zum Oberdeck erklomm, ging ihr nur kurz die Frage durch den Kopf, was sie dort wohl erwartete und ob das überhaupt eine Rolle spielte.

Seebeine. Anfangs war ihr der Ausdruck so fremd vorgekommen wie ein exotisches Gericht, doch jetzt, nach den letzten Monaten, wusste sie genau, was man darunter verstand und auch dass sie, Grace MacBride, solche Seebeine hatte.

Umhüllt von fast undurchdringlicher Dunkelheit trat sie auf das Teakholz-Deck, die nackten Beine weit gespreizt, um das Gleichgewicht zu halten, denn selbst leichter Seegang konnte einen ins Wanken bringen, wenn man nicht daran gewöhnt war. Zum Glück stand Grace fest auf ihren guttrainierten Seebeinen, unsichtbar für die Eindringlinge, die dem Sternenlicht nicht trauten. Sie hatten Taschenlampen dabei, die Schwachköpfe, die ihre Absichten nur allzu klar erhellten, Grace aber, solange sie sich nicht vom Fleck rührte, außerhalb der künstlichen Lichtkegel verborgen ließen.

Sie hatten nicht gehört, wie sie die Stufen hinaufgestie-

gen war, und das Boot auch nicht nach weiteren Passagieren abgesehen, wussten also nicht, dass sie da war. Das war gut so; das war sogar ganz hervorragend, sie waren nämlich zu zweit, und um beide zu überwältigen, musste Grace das Überraschungsmoment nutzen.

Früher war die Kleidung immer ihr wichtigster Schutz gewesen: Grundsätzlich schwarz, hatte sie sie vom Hals bis zu den Füßen umhüllt, ihren Körper und ihre Angst verborgen. Nun stand sie hier, barfuß, mit nackten Beinen in einem kurzen Nachthemd, reglos und ruhig und ohne jede Furcht. Was für ein unglaubliches Gefühl!

Ein paar Sekunden lang beobachtete sie die Männer noch, um sicherzugehen, dass es nicht doch nur ein paar harmlose Vertreter waren, die einfach mal mitten in der Nacht auf einem Boot fünfzehn Kilometer vor der Küste vorbeischaun wollten. Dann sah sie, wie sie John packten, sah die Klinge an seiner Kehle aufblitzen, und es war Zeit, den Beobachtungsposten zu verlassen.

Als der erste Schuss fiel, sprang Charlie, der Wunderhund, die Stufen herauf, obwohl sie ihm befohlen hatte, unten zu bleiben. Knurrend, mit gebleckten Zähnen, stand er an Deck, doch Grace hatte den Abzug der schweren Sig Sauer bereits ein zweites Mal gedrückt, und beide Männer bekleckerten das schöne Teakholz-Deck mit ihrem Blut.

«Schon gut, Charlie.» Grace legte dem Hund eine Hand auf den schmalen Kopf und spürte die Angstschauer, die sie vor nicht allzu langer Zeit noch selbst geschüttelt hätten. John Smith seinerseits brauchte beide Hände, um sich wieder aufzurappeln, und als er schließlich stand, musste er sich an der Reling festhalten, um aufrecht zu bleiben. Erst als Grace dicht vor ihm war, sah sie den Blutstropfen an seinem Hals, wo das Messer bereits zugestochen hatte. Sie

tupfte ihn mit dem Finger weg. Er wirkte schwarz im Sternenlicht. «Nur ein Kratzer. Tut mir leid.»

John atmete keuchend durch den Mund, viel zu schnell und viel zu flach, und sein Hals war kalt und klamm unter ihren Fingern. «Großer Gott, Grace!»

Grace ließ die Hand auf seine Brust gleiten und spürte, wie es dort hämmerte. «Tief durchatmen. Ganz ruhig. Sonst kriegst du noch einen Herzinfarkt.»

«Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber das war das erste Mal, dass mir jemand die Kehle durchschneiden wollte. Großer Gott!»

«Setz dich.»

«Nein.»

«Setz dich hin, bevor dir die Beine wegknicken. Was hast du überhaupt hier oben gemacht?»

«Sternschnuppen beobachtet.»

«Ach herrje.»

Sie griff nach einer der Taschenlampen, die auf dem Deck herumkollerten, und leuchtete den beiden Toten ins Gesicht. «Kennst du die?»

John betrachtete die Männer. Dunkle Haare, braune Gesichter, die er noch nie gesehen hatte. «Nein.»

«Was glaubst du? Piraten?»

John senkte den Kopf. Er musste gegen Übelkeit ankämpfen, keuchte immer noch. «Manchmal ... manchmal kapern die Drogenkartelle aus Mexiko Boote für ihren Drogenschmuggel und bringen die Besitzer um.»

Grace hockte sich hin, betrachtete die beiden Toten genauer und machte sich dann daran, ihre Taschen zu durchsuchen. Sie zog ihre Brieffaschen hervor, sah die Ausweise und ein paar Zettel durch, die im Fach für die Scheine steckten, und warf die Brieffaschen dann auf einen Teil des

Decks, der nicht blutverschmiert war. «Das sind aber keine Mexikaner. Sie sind aus Saudi-Arabien, beide mit Studentenumvisum.»

John zuckte die Achseln. «Die Kartelle arbeiten bei ihren Drogengeschäften schon länger mit Terrorgruppen zusammen. Die Hisbollah wird in Mexiko langsam zu einer ernstzunehmenden Größe. Und die al-Shabaab mischt von Somalia aus mit.»

Mit einem Kopfschütteln über diese wahnsinnige Welt suchte Grace weiter in den Taschen der Männer, fand aber nur noch ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Sie faltete es auf und beleuchtete es mit der Taschenlampe. «Ach du lieber Himmel!» Sie ließ sich auf die Fersen zurücksinken und sah zu John hin.

«Was denn?»

«Das ist ein Foto von dir.»

«Was?» Mit zitternden Händen griff er nach dem Foto und starrte darauf. Nach und nach bebte das Blatt immer weniger, und sein Atem wurde ruhiger, während ihm die Gedanken durch den Kopf schossen wie Versuchsratten durch ein Labyrinth. «Mein Gott! Ich war die Zielscheibe.»

Grace musterte die Männer, die sie gerade erschossen hatte. «Dann sind das Auftragsmörder?»

«Sieht ganz so aus.»

«Wer will dich denn tot sehen, John? Was zum Teufel hast du angestellt?»

«Woher soll ich wissen, wer mich tot sehen will? Das muss ein Irrtum sein.»

«Hast du früher mal gegen ein Drogenkartell ermittelt, das sich jetzt rächen will?»

«Nein, nie.»

«Was ist mit organisiertem Verbrechen? Oder mit der Terrorabwehr?»

«Nein, Grace. Ich war immer nur für Internetkriminalität zuständig, ein reiner Schreibtischtäter, und habe mich den Großteil meiner Laufbahn zu Tode gelangweilt. Letzten Sommer, als ich in Minneapolis war, um mit euch und dem MPD an dieser Internet-Mordserie zu arbeiten, war das einzige Mal, dass ich ein bisschen Action erlebt habe.» John schwang kurz und lächelte leicht, als hing er einer schönen Erinnerung nach. «Das war toll.»

Grace konnte sich gerade noch zurückhalten, die Augen zu verdrehen. John war damals auf einem Golfplatz in eine Schießerei mit einem Psychopathen verwickelt worden. So was konnte auch wirklich nur ein Mann als den Höhepunkt seiner Karriere betrachten. «Die zwei da haben dich mitten auf dem offenen Meer aufgespürt, John. Sie können dich nur über die Satellitenverbindung deines Rechners gefunden haben.»

John schüttelte energisch den Kopf. «Auf keinen Fall. Das FBI besteht auf eigenen Firewalls, sogar auf unseren Privatrechnern. Da kommt keiner durch.»

Dafür hatte Grace nur ein leises Schnauben übrig. «Bis auf die Chinesen, die Russen und wahrscheinlich noch ein Dutzend weitere Länder, die sich gerade erst warmlaufen. Nehmen wir vorläufig mal an, sie haben dich darüber gefunden. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Daran knüpft sich allerdings die Frage, was du mit deinem Rechner getrieben hast, um zur Zielscheibe zu werden.»

«Gar nichts.» Er schüttelte hilflos den Kopf. «Ich habe nur mit der Monkeewrench-Software, die du mir draufgespielt hast, ein paar Islamisten-Websites überwacht. Und selbst wenn die Firewalls des FBI Schwachstellen haben soll-

ten, Roadrunner meinte doch, in eure Software kommt keiner rein.»

«Das stimmt auch. Was machst du mit den Informationen?»

«Ich schicke sie an die zuständigen Behörden, wenn mir etwas Verdächtiges auffällt.»

«Dann arbeitest du also immer noch?»

«Ach was. Aber die Abteilung für Terrorabwehr ist nach all den Budgetkürzungen extrem unterbesetzt. Wir haben einfach nicht genug Leute, um die Kommunikation zwischen terroristischen Gruppierungen zu überwachen, darum helfe ich aus. Anonym.»

Grace zog fragend die Brauen hoch.

«Ich wusste einfach nicht, wie das FBI darauf reagiert, dass ein pensionierter Mitarbeiter Zugang zu dieser Software hat, und wollte nicht riskieren, dass es auf Monkeewrench zurückfällt. Außerdem sind täglich Tausende freie Agenten auf solchen Websites unterwegs, ohne dass gleich jemand versucht, sie umzubringen ... Um Himmels willen, Grace, was machst du denn da?»

Mit dem bloßen Fuß stieß Grace die Leiche des Mannes, der John das Messer an die Kehle gedrückt hatte, vor sich her. «Seebestattung.» Ein weiterer Tritt, und der Tote rollte unter der Reling durch und fiel ins Wasser. Der zweite wog mehr, Grace musste die Hände zu Hilfe nehmen.

Charlie hatte sich neben John gesetzt und den Kopf unter seinen schlaffen Arm geschoben. Beide starrten sie an, als sähen sie sie zum ersten Mal. «Das kannst du doch nicht machen, Grace.»

Sie hielt bereits einen Eimer über die Reling und füllte ihn mit Meerwasser, um das Blut über den Bootsrand zu spülen. «Wolltest du die Leichen vielleicht mit zurückneh-

men und erzählen, was hier vorgefallen ist? Dann kannst du auch gleich einen Aushang machen, dass du noch am Leben bist.» Grace machte das Schlauchboot, mit dem die Männer gekommen waren, von der Reling los und sah zu, wie es auf den Wellen davonschaukelte, um anderswo neue Rätsel aufzugeben.

KAPITEL 2

Die Mädchen drängten sich auf der Ladefläche des Transporters aneinander wie ein Wurf verängstigter Kätzchen. Aimee saß in der Mitte, die langen Arme weit ausgestreckt, um die anderen zu umfassen, sie zu wärmen und gleichzeitig zu trösten.

Die überstürzte Fahrt mitten in der Nacht in diesem kalten Metallgehäuse machte Aimee Angst. Wo brachte man sie hin? Was erwartete sie dort? Die anderen waren so mit Drogen vollgepumpt, dass es ihnen egal war, und zum ersten Mal war Aimee fast froh darüber.

Eine Woche lang waren sie in einem Zimmer eingesperrt gewesen, ohne Fenster, ohne Licht. Man gewöhnte sich an den Raum, an die Dunkelheit, daran, sich über den dreckigen Boden zur Toilette hinzutasten, deren Spülung manchmal funktionierte und manchmal nicht. Nach den ersten paar Tagen fühlte man sich allmählich sicher dort, trotz des ekligen Geruchs und der undurchdringlichen Dunkelheit. Es fasste einen zumindest keiner an.

Einer hatte es versucht, hatte sich zu ihnen hereingeschlichen und Little Mouse an den Haaren gepackt, aber dann fiel plötzlich Licht durch den Türspalt, und die anderen zerrten ihn wieder nach draußen und stellten irgendwas mit ihm an, bis er schrie.

An dem Abend hatte Aimee lange gebraucht, um die anderen vier zu beruhigen. Sie hatte sie alle in den Arm genommen und ihnen sinnlose Trostworte zugeflüstert, an

die sie selbst nicht glaubte. Mit fünfzehn war sie schließlich die Älteste und für die Jüngeren verantwortlich.

Sie hatte am dritten Tag aufgehört zu essen. Zwei Mal täglich bekamen sie eine Schüssel mit einer Art Haferschleim. Die anderen stürzten sich alle auf den scheußlichen Brei, sobald er durch die Klappe unten an der Tür hereingeschoben wurde, weil sie halb verhungert waren und vielleicht auch weil er sie in einen gnädigen Schlaf versetzte und die Angst vertrieb. Nur Aimee hatte den Verdacht, dass irgendwelche Mittel darin waren, um sie ruhigzustellen, aber sie konnte die anderen nicht abhalten, davon zu essen. Sie waren doch noch so klein und hatten solche Angst. Besser, ihr Bewusstsein wurde von künstlichem Schlaf vernebelt, als dass sie sich mit der neuen Realität auseinandersetzen mussten.

Aimee wusste, warum sie entführt worden waren. Immer wieder hatten die Stammesältesten sie vor den freundlichen Männern gewarnt, die labile Indianermädchen mit großartigen Versprechungen aus den Reservaten lockten, um sie dann auf den Straßen von Minneapolis oder in der Hafenstadt Duluth zu verkaufen. Aber keiner hatte davor gewarnt, keiner hatte je vermutet, dass sie an einem blauen Oktobertag ins Reservat kommen und kleine Mädchen auf dem Weg von der Schule nach Hause von der Straße rauben würden: die zwölfjährige Elizabeth, Taka und Winnie, beide elf Jahre alt, und die süße kleine Little Mouse, die gerade zehn geworden war.

Jeder Moment dieses Tages war Aimee ins Gedächtnis eingeebrannt. Noch immer hörte sie die schrillen Angstschreie, sah, wie die magere Taka wild um sich schlug, bis es dem Mann, der sie festhielt, endlich gelang, ihr das Tuch auf Mund und Nase zu pressen, spürte die Welle grimmiger Genugtuung, als sie selbst die Fingernägel tief in den muskel-

bepackten Arm ihres Entführers schlug, bis er blutete. Einer der Männer war Indianer, die anderen nicht, aber an ihre Gesichter würde sie sich bis an ihr Lebensende erinnern.

Aimee hatte keine Ahnung, ob man sie an ein bestimmtes Ziel brachte oder einfach nur in ein anderes Haus, um die Polizei und alle, die sonst noch nach ihnen suchten, in die Irre zu führen: das FBI und natürlich ihre Eltern, vielleicht sogar der ganze Stamm.

Arme Mama. Armer Papa. Sie sah die beiden ständig vor sich, halb verrückt vor Sorge, das Herz zerfressen von Schmerz.

Sie stellte sich vor, wie sie mit der Stammespolizei redeten und mit dem FBI, vielleicht sogar im Fernsehen unter Tränen flehentliche Bitten hervorstießen, die die Entführer nicht erreichen und mit Sicherheit auch nicht rühren würden.

Aimee hasste diese Männer. Wer sie auch waren, welcher Nationalität sie auch angehörten, was immer ihre Motive sein mochten: Sie brachen liebenden Eltern das Herz, versetzten die unschuldigen Kinder, die Aimee auf dem Schulweg an der Hand hielt, in Angst und Schrecken. Der Hass loderte in ihr, verzehrte für immer die Unschuld ihrer fünfzehn Jahre. Sie wollte diese Männer töten.

Es fiel ihr schwer, den Zorn zu unterdrücken, aber es musste sein; sie musste einen klaren Kopf behalten, bereit sein, denn das war ihre beste Chance. Vielleicht sogar ihre einzige. Sie waren alle nicht mehr gefesselt, auch die Knebel hatte man ihnen abgenommen. Die Schlafmittel machten das unnötig. Und die Männer ahnten ja nicht, dass Aimee ihren Brei seit vier Tagen die Toilette hinunterspülte. Irgendwann musste der Transporter anhalten, dann würde ihr Moment kommen.

Er kam schneller als erwartet. Der Wagen raste um ein paar scharfe Kurven, dann hielt er an und setzte ein Stück zurück. Sekunden später wurden die Türen zur Ladefläche aufgerissen. Zwei Männer mit langen Messern in der Hand zertrten die benebelten Mädchen nach draußen; sie sagten kein Wort, sorgten aber dafür, dass sie die Messer sahen. Dann drängten sie die Mädchen zur Rückseite eines Hauses, und sie schlurften in blindem Gehorsam in einer Reihe dahin, wie es sich für die Zombies gehörte, zu denen sie geworden waren.

Aimee stieg als Letzte aus; sie hielt die Lider gesenkt und ging genau so schleppend wie die anderen. Einer der Männer öffnete den Durchgang in einem Maschendrahtzaun, und Aimee war sich sicher: Sobald sie dieses Tor durchquert hatten, gab es keine Hoffnung mehr, für keine von ihnen.

War es möglich, dass sie nicht hörten, wie ihr Herz hämmerte? Dass sie nicht merkten, wie gespannt, wie bereit jeder einzelne Muskel ihres Körpers war? Zwei Schritte vor dem Tor wirbelte sie herum und rannte die Straße hinunter.

Sie war schwach vom Hunger und vom Mangel an Bewegung, trotzdem hörte sie die Schritte des Mannes, der ihr nachlief, erst, als sie schon um die nächste Ecke war. Sie sagte sich, dass sie jünger und schneller war als er und eine Zuflucht sicher nicht mehr weit sein konnte. Doch die unbekanntes Straßen lagen verlassen und dunkel da, die Hälfte der Straßenlaternen war ausgefallen, und hinter den Fenstern der schattenhaften Häuser ringsum brannte kein Licht.

Aimee blendete die dumpfen, schweren Schritte hinter sich aus, weil sie ihr einfach zu viel Angst machten. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Sohlen ihrer Turnschuhe, die laut auf den Asphalt schlugen, während sie die Beine immer schneller und schneller bewegte.

Warum passiert mir das? Ist er noch hinter mir? Kommt er näher? Warum ruft er mir nichts hinterher?

Dann begriff sie, dass er schwieg, damit hinter den dunklen Fenstern keiner aufmerksam wurde auf diese Jagd um Leben und Tod unten auf der Straße. Vielleicht waren da ja doch Leute. Vielleicht schliefen sie nur.

Und so fing sie an zu schreien, rannte in die Mitte der Fahrbahn, die Arme so hochgereckt, als wollte sie davonfliegen, und ihre Stimme hallte wider von den stummen Backsteinwänden der umstehenden Gebäude.

Die Brust tat ihr weh. Jeder Atemzug in der guten, frischen Luft brannte ihr wie Feuer in der Lunge, so als würde sie von innen heraus bei lebendigem Leib versengt. Dann sah sie plötzlich ihren Schatten vor sich auf der Straße; das konnte nur heißen, dass ein Wagen hinter ihr war.

Der Transporter, dachte sie und spürte die Scheinwerfer förmlich im Rücken. Sie riskierte einen raschen Blick über die Schulter und sah ein Taxi. Und fing an zu weinen, weil sie endlich gerettet war. Die Tränen flossen ihr in Strömen über die Wangen, trübten ihr die Sicht.

Sie wusste nicht mehr, wie sie auf den Rücksitz des Taxis gekommen war, doch sie spürte, wie das Auto einen Satz nach vorne machte, als der Fahrer Gas gab. Sie brauchte nichts zu sagen, zum Glück, denn ihr Hals war wund vom Schreien, und sie hatte kaum noch Luft übrig. Aber der Fahrer hatte gemerkt, dass sie in Gefahr war, und brachte sie immer weiter und weiter fort von ihrem Verfolger. Aimee spürte das weiche Polster des kunststoffbezogenen Sitzes und lehnte den Kopf daran, schloss die Augen, roch Zigarettenqualm und würzige Wurst.

Ich hab's geschafft, Mama. Ich hab's geschafft, Papa. Ich komme nach Hause.

Schließlich beruhigten sich ihr Herzschlag und ihr Atem ein wenig, und sie bekam genug Luft, um verzweifelt zu flüstern: «Polizei.»

«Klar», sagte der Fahrer, und Aimee schlug die braunen Augen auf. Sie schaute nach vorn in den Rückspiegel und keuchte auf, als sie in das Gesicht des Mannes blickte, der sie im Reservat festgehalten, der ihr das Tuch mit dem beißenden Geruch aufs Gesicht gedrückt hatte, als sie unter dem blauen Oktoberhimmel von der Schule nach Hause ging.

KAPITEL 3

Leo Magozzi betrachtete vom Wohnzimmerfenster aus den dichten Teppich aus trockenem Herbstlaub, der seinen Rasen bedeckte. Hübsch sah es aus, das musste er schon zugeben, durcheinandergemischt wie ein ordentlicher Herbstteintopf: die dunklen Rot- und Rosttöne der Eichen, die Blätter des Zuckerahorns in Kürbisorange und dazwischen noch ein paar leuchtend gelbe Beiträge der beiden Birken aus dem Garten seines Nachbarn.

Genau da lag allerdings das Problem. Das ganze Laub stammte gar nicht von ihm, weil er nämlich keine Bäume im Garten hatte. In der letzten Nacht hatte ein Sturm die Blätter aus den Großstadtwäldern der umliegenden Gärten herübergepustet. Und Magozzi war stinksauer, weil er, der sich ganz bewusst für Baumabstinz entschieden hatte, jetzt den Dreck anderer Leute wegräumen durfte. Das machte er tagsüber bei der Arbeit doch schon genug.

Natürlich gab es Alternativen. Beispielsweise die, seinen größten Trumpf auszuspielen und sämtliche Nachbarn mit einem Laubrechen, seiner Dienstwaffe und gegebenenfalls auch mit dem Tod zu bedrohen. *Mordkommission Minneapolis. Machen Sie sofort meinen Garten sauber, sonst müssen Sie mit schrecklichen Konsequenzen rechnen.* Aber das würde sich in dem psychologischen Gutachten, das ihm dann zwangsläufig blühte, wahrscheinlich nicht besonders gut machen.

Die zweite Möglichkeit war, die Kröte zu schlucken, einen

wunderbaren Tag mit Laubrechen zu verschwenden und sich dann die nächsten fünf Tage kalte Kompressen auf die Schultern zu packen.

Die dritte und vernünftigste Lösung bestand darin, das Laub einfach zu ignorieren. Dummerweise hatte Magozzi in letzter Zeit oft Kabelfernsehen geguckt und sich von viel zu vielen albernem Heim- und Gartensendungen in den Schlaf wiegen lassen. Und all diese Sendungen verkündeten heimtückisch und böse dieselbe Botschaft: Seien Sie gut zu Ihrem Gras, rechen Sie im Herbst den Rasen, sonst sind Sie nicht mehr würdig, ein Mensch zu sein, und werden allenthalben erbarmungslos verachtet und geschnitten.

Magozzi konnte Kabelfernsehen nicht leiden, und zwar vorwiegend deshalb, weil es ihn früher nie interessiert hatte, er aber inzwischen nicht mehr ohne auskam. Und das alles nur wegen seiner Pseudofreundin Grace MacBride. Hätte sie nicht die letzten paar Monate damit zugebracht, gemeinsam mit einem altersschwachen Möchtegern-Seeemann und FBI-Agenten irgendwo auf den Bahamas die Nase in die Sonne zu halten, dann hätte er auch nicht so viel Zeit gehabt, sich von der Glotze das Hirn aufweichen zu lassen und völlig überflüssige Komplexe zu entwickeln.

Genau, beschloss er energisch, Grace war überhaupt an allem schuld, an seiner Laubneurose ebenso wie an der Fernsehsucht. Damit befreite er sich geschickt von jeglicher Verantwortung für sein Handeln und sein eigenes Wohlbefinden. Genialer und sinnvoller konnte man Psychologie doch gar nicht verdrehen.

Er wandte sich vom Fenster ab und griff nach dem nächstbesten Telefon. Wichtige Entscheidungen erforderten sofortigen weisen Rat. «Hallo, Gino.»

«He, Sportsfreund, fröhlichen Sonntag! Mann, was bin ich froh, dass du anrufst.»

Magozzi hörte seinem Partner an, dass er sich wirklich sehr über seinen Anruf freute. Außerdem registrierte er etliche weibliche Stimmen und einen allgemeinen Höllenlärm im Hintergrund. «Passt es dir gerade nicht?»

«Und wie es mir passt! Ich hoffe, es geht um Mord, wir haben hier nämlich gerade Tag zwei unseres jährlichen Garagenflohmarkts. Und ich kann dir sagen, so ein Garagenflohmarkt dient nicht dazu, alten Kram loszuwerden, den man nicht mehr braucht, sondern dazu, dass sich eine Horde Nachbarinnen zusammenrottet und acht Stunden lang durchkichert. Auf meinem Grundstück ist so viel Östrogen versammelt, das reicht für eine unbefleckte Empfängnis. Außerdem hat Angela meine Wheaties-Dose mit den Minnesota Twins aus der World Series 87 verkauft. Ich bin so was von fuchsteufelswild. Also, hast du eine Leiche für mich?»

«Nein, aber ich hätte Herbstlaub. Und Herbstlaubfragen.»

«Das tut's auch. Bin schon unterwegs.»

Magozzi wartete draußen auf der Veranda, als Gino eine halbe Stunde später vorfuhr, stilecht im Cadillac, einer semioffiziellen Dauerleihgabe des MPD. Dieses rattenschnelle, hochgetunte Wunderwerk der Automobiltechnik mit allem Schnickschnack durften sie fahren, seit die Drogenfahndung es Anfang des Jahres bei einer Razzia beschlagnahmt hatte. Gino hatte das etwas unkonventionelle Tauschgeschäft eingefädelt; sie konnten das Schmuckstück so lange benutzen, bis ihr neues, stinknormales Standard-Zivilfahrzeug aus dem Wagenpark kam. Aus irgendeinem Grund

brauchte das Standard-Zivilfahrzeug aber schon ganz schön lange. Magozzi vermutete, dass da weitere stillschweigende Verhandlungen seitens seines Partners im Spiel waren, denn Gino liebte den Caddie mit kindlicher Hingabe. Aber wozu nachbohren? Magozzi liebte den Wagen ja genauso.

Gino stieg aus, schloss den Kofferraum auf und holte zwei Rechen, eine Ladung großer schwarzer Müllsäcke sowie ein Sixpack Bier hervor, das er voller Tatendrang schwenkte. «Die Mädels kippen schon seit Sonnenaufgang ihre Mimosas, da dachte ich mir, wir Männer haben auch ein paar Erwachsenengetränke verdient, während wir uns wie echte Kerle unserer Rechen-Aufgabe widmen.»

«Ihr reicht Alkohol beim Garagenflohmarkt?»

«Das ist absolut unerlässlich. Wenn die Leute nüchtern sind, kaufen sie kein altes, wertloses Zeug. Aber angeschickert greifen sie noch nach dem löchrigsten, schweißfleckigsten ›GETTING LUCKY IN KENTUCKY‹-T-Shirt, finden es kitschig und niedlich und zahlen fünf Dollar dafür.»

«Wow!»

«Ja. Angela ist ein wahres Verkaufsgenie.» Gino hielt ihm einen Rechen hin. «Auf geht's. Bringen wir's hinter uns.»

Magozzi ignorierte den Rechen, öffnete zwei Flaschen Bier und musterte unschlüssig seinen Garten. «Die Sache ist die ... Warum soll ich das Laub überhaupt wegrehen? Mutter Natur schmeißt seit einer Million Jahren mit Blättern, was ist so falsch daran? Der Neandertaler hat seinen Rasen auch nicht gerecht, und die Welt steht immer noch.»

Gino nahm einen Schluck aus seiner Flasche und machte es sich neben seinem Partner auf der klapprigen alten Hollywoodschaukel bequem. «Nein, aber der Neandertaler hatte auch nicht so direkt einen Rasen.»

«Ich etwa? Mein Garten ist Mist. Mein Rasen ist Mist. Was interessiert es mich, wenn er den Winter über fault?»

«Offensichtlich wenig. Dann lass es doch. Ich hab nichts dagegen. Ich bin hier, um dir zu helfen, aber meinetwegen können wir auch einfach nur dieses traurige Möchtegern-Gartenmöbel wärmen und uns an einer Flasche von Milwaukeees Bestem festhalten.»

«Das wollte ich hören. Scheiß aufs Rechen.»

Gino vollführte eine ausladende Geste mit seiner Bierflasche. «Genau. Scheiß aufs Rechen. Und ich sage dir dasselbe, was ich letztes Wochenende schon Angela gesagt habe: Ein bisschen totes Laub im Winter ist vielleicht sogar ein ganz guter Dünger für den Rasen.»

Magozzi dachte kurz darüber nach. «Hat sie das geschluckt?»

«Gott bewahre! Aber einen Versuch war's wert.»

Nachdem sie eine Zeitlang in geselligem Schweigen ihr Bier getrunken und siegesgewiss das trotzig ungerechte Laub betrachtet hatten, holte Gino tief und hörbar Luft – der Auftakt, da war sich Magozzi sicher, zur obligatorischen verlegenen Frage nach Grace. Nicht dass Gino je ein tiefgehendes Gespräch über sie angefangen hätte, aber er mied das Thema auch nicht gerade. Sosehr er Grace inzwischen auch mochte, er hatte sie nie als erstrebenswerte Gefährtin für seinen Partner und besten Freund betrachtet. Als er von ihrem plötzlichen und unerwarteten Aufbruch hörte, hatte er sich geradezu erleichtert gezeigt. «Klar bin ich für dich da, Kumpel, aber ich sag dir was – das ist so ziemlich das Beste, was euch beiden passieren konnte. Egal wie groß dein Schwert ist, ihren Drachen wirst du damit nicht erschlagen. Das schafft keiner. Das muss sie alleine klären.»

Und so oft Gino auch grundsätzlich falschliegen mochte, seine Bilanz im Rechtbehalten war trotzdem nicht übel, vor allem, wenn es um das schöne Geschlecht ging. Immerhin war er seit fast zwanzig Jahre mit einer der tollsten Frauen der Welt verheiratet – er musste sich also ein bisschen auskennen.

Doch Gino überraschte Magozzi: Es ging gar nicht um Grace. «Übrigens, Leo, ich habe richtig schlechte Nachrichten.»

Magozzis Herz machte einen kleinen Satz. Nein, eigentlich einen großen. Das war ein ausgesprochen unguter Gesprächseinstieg, der in seinem Kopf sofort eine Liste gefürchteter Wörter wie Krebs, Scheidung, Tod und schwangere Minderjährige erscheinen ließ.

Gino seufzte tieftraurig auf, ehe er fortfuhr: «Der Caddie soll nächste Woche bei der Auktion für beschlagnahmte Güter unter den Hammer kommen.»

Magozzi war so erleichtert, dass er lachen musste. «Dann kauf du ihn halt, Gino!»

«Spinnst du? Noch zwei Jahre, dann muss ich Studiengebühren abdrücken ...»

«Red nicht, kauf ihn. Das Leben ist kurz. Und in unserer Branche manchmal noch sehr viel kürzer. Du arbeitest viel, du hast Geld auf der hohen Kante, du kriegst eine tolle Rente – wovor hast du Angst?»

«Da fragst du noch? Ich habe Angst um meine Gesundheit. Wenn ich die Karre kaufe, serviert Angela demnächst zum Frühstück eine andere Sorte Eier.»

«Ach was. Wie lange fährst du deinen klapprigen Volvo jetzt schon? Zehn Jahre?»

«Länger.»

«Das heißt, du brauchst sowieso ein neues Auto. Was,

wenn der Caddie für zweitausend weggeht und du hast ihn verpasst?»

«Dann muss ich mich erschießen.» Gino streifte den Cadillac mit wehmütigem, liebevollem Blick. «Manchmal macht man bei diesen Auktionen ja wirklich ein Schnäppchen.»

«Eben. Besorg dir so ein Schildchen zum Mitbieten. Das kostet nichts.»

Während Gino sich noch eine strahlende automobiler Zukunft ohne den altersschwachen Volvo-Kombi ausmalte, ließ Magozzis Handy plötzlich ein ganz spezifisches Rülpsen hören, und der magische Moment war im Eimer.

«O verdammt», stöhnte Gino. «Das ist dein Notruf, oder?»

Magozzi nickte und klappte das Handy auf. «Magozzi. Sekunde, ich hol mir kurz was zum Schreiben.» Er ging in die Küche und kramte nach Papier und Kugelschreiber, fand aber nur einen halbleeren Filzstift und einen Supermarktprospekt, der zwei Schälchen Himbeeren zum Preis von einem anpries.

Gino war ihm nachgekommen und sah zu, wie er eine Adresse und ein paar weitere Hieroglyphen aufschrieb und dann das Gespräch mit der Zentrale beendete. «Und, wohin geht's?»

«Ins Barrington-Industriegebiet, am Rand von Little Mogadishu.»

«Na, prima. Schießerei?»

«Klingt mir diesmal nicht nach Bandenkrieg. Das Opfer ist weiblich und wurde auf dem verlassenen Gelände vor dem alten Lagerhaus gefunden.»

«Spritzenhausen.» Gino seufzte. «Wieder eine Drogentote.»

«Wahrscheinlich.»

KAPITEL 4

Während der Fahrt nach Barrington schaute Gino angestrengt aus dem Beifahrerfenster. Das heruntergekommene Viertel, das sie durchqueren mussten, wurde allgemein nur «Little Mogadishu» genannt. Bis heute hatte Minnesota die größte Dichte von Flüchtlingen aus Somalia, und wie jede andere Einwandererkultur neigten auch diese in den ersten paar Generationen dazu, sich an einem Ort anzusiedeln und vom Rest der Bevölkerung abzusondern.

Im Industriegebiet Barrington wimmelte es bereits von Spurensicherungsbeamten, als Magozzi am Gehsteig hielt. Gut dreißig Meter vor ihnen stand Jimmy Grimm auf dem unkrautüberwucherten Gelände, im weißen Wegwerfanzug mit passenden Füßlingen. Als er den Cadillac sah, hob er abwehrend die Hand. Offenbar war das Tatort-Team noch nicht damit fertig, einen Weg zur Leiche zu sichern.

Gino und Magozzi stiegen aus dem Wagen, spazierten dicht an das gelbe Absperrband heran, das über den Bürgersteig gespannt war, und genossen die fabelhafte Aussicht auf all die benutzten Nadeln, Einwegspritzen und leeren Flaschen auf dem löchrigen Asphalt, der früher einmal einem florierenden Gewerbegebiet als Parkplatz gedient hatte. Verbogenes Metall und herausgebrochene Betonstücke, die vermutlich von dem leerstehenden, graffitiverschmierten Lagerhaus im Vordergrund stammten, vervollständigten das deprimierende Panorama: Überreste einer Zeit, als hier im Viertel noch das Leben pulsierte. In-

zwischen war es ein Zentrum des Verbrechens, ein heruntergekommenes Großstadtdogma, das längst ausgemerzt gehört hätte. Die Logik von Stadtplanern, die so viel dafür taten, um Minneapolis das Image eines Horts von Gesundheit und Glückseligkeit zu erhalten, gleichzeitig aber solche Wunden schwären ließen, würde Magozzi nie verstehen.

Ganz in der Nähe schwang sich eine Autobahnbrücke in den blauen Himmel, voll mit Wagen, deren Insassen keine Ahnung hatten, was da unter ihnen vor sich ging. Die Glücklichen, dachte Magozzi. Er spürte das leichte Vibrieren des Verkehrs unter den Sohlen und lauschte auf das ständige Hintergrundgemurmel einer Stadt, die voller Leben war, während er und Gino mit dem Tod konfrontiert wurden.

«Mann, das ist ja eine richtige Müllhalde hier», brachte Gino die Sache auf den Punkt. «Da brauchen Jimmy und sein Team doch Jahrhunderte, bis sie alle Spuren gesichert haben.»

Magozzi nickte und sah Jimmy entgegen, der jetzt näher kam. Er war der ungekrönte König unter den Tatortbeamten des BCA, als Ermittler war man jedes Mal heilfroh, ihn am Tatort anzutreffen.

«Ihr wart auch schon mal pünktlicher, Jungs», begrüßte er sie.

«Dafür siehst du aus wie der Marshmallow-Mann», konterte Gino.

«Das sagst du auch jedes Mal.»

«Also, ich finde, du siehst klasse aus», meinte Magozzi. «Was verschafft uns denn die Ehre deines hohen Besuchs?»

«Für euch mag's eine Ehre sein, aber ich habe die B-Liga abgekriegt. Die Milchgesichter da sind lauter Praktikanten und Berufsanfänger, die seit *Nightmare on Elm Street* keine Leiche mehr gesehen haben.»

«Und wo ist die A-Liga?»

«Drüben in Dupont bei einem Familienstreit mit fünf Toten. Ich übrigens auch, bis mir die Identität des Opfers mitgeteilt wurde. Dann bin ich sofort hierher.»

Gino zog eine Augenbraue hoch. «Du hast sie schon identifiziert?»

«Ich nicht.» Er zeigte mit dem Daumen über die Schulter auf einen bulligen Indianer in Uniform, der aussah, als hätte er sämtliche Cannoli aus Magozzis Kindheit vertilgt. «Das ist Officer Bad Heart Bull. Er war als Erster am Tatort. Wir kennen uns schon ewig, deshalb hat er mich gleich auf dem Handy angerufen, als er sie erkannt hat.»

«Wer ist das Opfer denn?», fragte Gino.

Jimmy sah kurz zu Boden, dann zog er einen Zettel von dem Klemmbrett, das er sich am Gürtel befestigt hatte. «Tut mir leid. Ihr seid ja wahrscheinlich noch gar nicht informiert. Chief Malcherson hat sofort die Bremse reingehauen, als die Meldung kam, sonst würden euch hier längst die Reporter in den Hintern kriechen. Klar, eine Familientragödie mit fünf Toten ist ein schöner, saftiger Nachrichtenbrocken – jede Menge Leichensäcke, jede Menge Tränen –, aber das hier ist noch um einiges größer.» Er malte einen Kreis auf das Blatt und reichte es Gino. «Das ist sie. Aimee Sergeant. Man hat ihr die Kehle durchgeschnitten, zumindest sieht es auf den ersten Blick danach aus. Wahrscheinlich ist sie am eigenen Blut erstickt.»

Gino betrachtete die Vermisstenmeldung, die jeder Polizist im ganzen Bundesstaat seit einer Woche mit sich herumtrug. Fünf Indianermädchen, die aus dem Reservat Sand Lake im Norden Minnesotas entführt worden waren, blickten mit fröhlichen, unschuldigen Augen von den Fotos zu ihm auf. Die Jüngste war zehn, die Älteste fünfzehn Jahre

alt. «Verdammt», brummte Gino und reichte das Blatt an Magozzi weiter. «Irgendein Hinweis auf die anderen vier, Jimmy?»

Jimmy schüttelte den Kopf. «Bisher nicht. Zum Glück, denn das könnte auch heißen, dass sie noch am Leben sind, vielleicht sogar irgendwo in der Nähe. Aimee war mit fünfzehn die Älteste, da dachte ich mir, vielleicht hat sie irgendwie die Chance zur Flucht gesehen und ist das Risiko eingegangen.»

Nur gelohnt hat es sich nicht. Magozzis Magen schwamm förmlich in Säure. Der Sauerstoff schien plötzlich knapp zu werden, und Gino und er nahmen beide ein paar tiefe Züge von der ungewohnt warmen Oktoberluft. Als atmete man Julischwüle auf einem Betonfriedhof. Magozzi sprach aus, was alle dachten: «Dann müssen wir schleunigst das Viertel hier und die ganze Stadt auf den Kopf stellen. Ein Mädchen haben wir bereits verloren, aber was den anderen vier bevorsteht, ist bestimmt mindestens ebenso schlimm. Wenn Mädchen in dem Alter ohne Lösegeldforderungen entführt werden, hat das immer nur einen einzigen Grund: Sie sollen für bares Geld ins Sexgewerbe verkauft werden, entweder auf der Straße oder im Internet.»

Missmutig kickte Jimmy eine Glasscherbe weg, die neben seinem rechten Fuß in der Oktobersonne glitzerte. Wahrscheinlich, vermutete Magozzi, dachte er gerade an seine eigenen süßen Sprösslinge, die so gern Ski liefen, Skateboard fuhren und Fußball spielten – lauter Dinge, zu denen Aimee Sergeant nie wieder in der Lage sein würde.

«Es sind diese verdammten Straßenbanden», brummte Jimmy schließlich. «Die verschachern die Mädchen.»

Gino sah hinauf zur Autobahnbrücke und stieß kurz und scharf die Luft aus. Er wollte nicht an all die Horrorgeschich-

ten denken, die die Kollegen von der Sitte über Menschenhändler erzählten.

Jetzt näherte sich Officer Bad Heart Bull; er sah so aus, als hätte sich ein kunstvoll bearbeitetes Stück Eichenholz in Bewegung gesetzt. Jimmy schaute über die Schulter zu ihm und einem weiteren Mann im weißen Overall, der sich ein wenig im Hintergrund hielt. «Ich mach dann mal weiter. Ihr könnt euch ja so lange anhören, was Bully zu sagen hat. Kennt ihr ihn eigentlich?»

Magozzi schüttelte den Kopf. «Daran würde ich mich erinnern.»

«Ja. Er ist ein ziemlicher Brocken.»

«Brocken?» Gino musterte den Mann. «Das ist ein Haus auf zwei Beinen.»

«Macht's ihm nicht zu schwer, okay? Ihr wisst ja, wie das ist. Man darf am Tatort nicht sentimental werden, darum wird man eben sauer, und der Indianer da ist stinksauer, das kann ich euch flüstern.»

Gino sah Bad Heart Bull näher kommen und hatte dabei sämtliche Sound-Effekte im Kopf, die er aus *Godzilla* kannte. Die Erde bebte förmlich. «Darf man überhaupt noch ‹Indianer› sagen?»

Jimmy zuckte die Achseln. «Bully ist völlig schnurz, was man sagt. Falls es ihm mal nicht gefällt, haut er einen einfach unangespitzt in den Boden und geht wieder. Ich glaube, er kennt die Eltern der entführten Mädchen, deshalb ist er ziemlich geladen.»

Magozzi ging in die Hocke und rupfte einen dünnen braunen Grashalm aus dem trockenen Boden. «Wir passen schon auf.»

«Er ist ein guter Polizist.»

«Davon gehe ich aus.»

«Und wenn ihr seinen Bericht gehört habt, solltet ihr euch mal mit dem spillerigen Bürschchen in Weiß da drüben unterhalten. Donnie Marek. Er ist ziemlich durch den Wind, ist ja praktisch noch grün hinter den Ohren, aber er hat Potenzial. Er bringt euch auch über den gesicherten Pfad zur Leiche.»

«Danke, Jimmy.»

Bad Heart Bull hatte ein Notizbuch in der Hand und eine Killermiene im Gesicht. «Hallo, Detectives.»

«Was haben Sie für uns, Officer?»

«Das Elend im Quadrat, in einem der schlimmsten Elendsviertel dieser Stadt. Seit fünfzehn Jahren fahre ich hier Streife. Das ist so, als müsste man einem lieben Menschen dabei zusehen, wie er langsam verreckt. Aber das heute war echt die Krönung. Normalerweise wimmelt es hier von den ganzen dreckigen Kanalratten, die sich in dem Lagerhaus da rumdrücken, um sich 'nen Schuss zu setzen. Jeden Morgen kehre ich zwei Dutzend solcher Loser vom Grundstück, nur heute war kein Mensch da, was seltsam ist. Deshalb habe ich mich ein bisschen umgeschaut. Und da habe ich die Kleine gefunden.» Er nahm die Mütze ab und rieb sich den bläulich schwarzen Bürstenschnitt – eine Geste, die Gino an seine eigene Zeit auf Streife erinnerte. Was hatte er diese Mütze gehasst, vor allem, wenn es so heiß war wie heute! Erst schwitzte man am Kopf, dann fing es an zu jucken, und wenn die Schicht endlich vorbei war, kratzte man sich wie ein flohverseuchter Hund.

«Also keine Zeugen», warf er ein.

«Natürlich nicht. Entweder haben diese Arschgeigen den Mord gesehen, oder sie haben die Leiche gefunden und sind abgehauen. Dann werden sie aber wiederkommen. Ich kenne die Typen, ein paar von denen haben sogar ihr Be-

steck dagelassen. Ich dachte mir, ich fordere ein bisschen Verstärkung an und wir warten einfach hier, bis sie wieder auftauchen. Dann sammeln wir sie ein und bringen sie zu Ihnen, und Sie können mit Gummischläuchen auf sie eindreschen, bis sie reden. Würden Sie mir so was in der Art genehmigen lassen?»

Magozzi nickte. «Aber klar doch. Das ist also Ihr Revier hier. Haben Sie eine Vorstellung, nach welcher Sorte Kanalaratten wir uns genau umsehen sollten?»

Bully sah zu dem streng abgeriegelten Rechteck aus doppeltem Absperrband rund um die Leiche hinüber und nickte ernst. Von hier aus sah man sie nicht, weil sie in einem Nest aus struppigem Unkraut lag, und das war ihm ganz recht. Ein Blick genügte völlig. «Ja, ich habe schon ein paar Ideen, die werden Ihnen aber sicher nicht gefallen. In letzter Zeit ist das ein großes Problem bei uns in den Reservaten. Die Mädchen werden in die Stadt gelockt und dann zur Prostitution gezwungen. Meistens sind die Opfer obdachlos oder sonst wie labil. Das ist das erste Mal, dass Mädchen direkt aus dem Reservat entführt wurden. Und so jung wie diese fünf waren sie auch noch nie. Gott, was für eine Katastrophe!» Er hatte schnell geredet, so als könnte er es kaum abwarten, die Worte aus dem eigenen Kopf in den von jemand anderem zu kriegen. Nun musste er kurz innehalten und durchatmen, bevor er weitersprechen konnte.

Magozzi ließ ihm einen Moment Zeit, dann fragte er: «Wer tut so was?»

«Zum einen die Indianer-Mafia. Die verschleppen die Mädchen, setzen sie unter Drogen und verhökern sie dann entweder in Duluth am Hafen oder hier auf der Straße. Aber es ist noch sehr viel schlimmer geworden, seit die Indianer-Mafia sich mit den Somali-Banden hier aus der Gegend zu-

sammengetan hat. Im Nahen Osten macht man ein Heiden-geld mit Jungfrauen, je jünger, desto besser, und die Soma-lier haben die richtigen Verbindungen. Das FBI hat immer öfter mit solchen Fällen zu tun. Anscheinend finanzieren die Radikalinskis damit neuerdings ihre Terrorismuspläne. Sie kaufen die Mädchen billig ein und verscherbeln sie mit großem Gewinn weiter.» Er schlug sich mit der Mütze ans Hosenbein, sodass ein Kreis aus Staub zurückblieb. «Wenn irgendwo ein weißes Kind vom Klettergerüst fällt und aus der Nase blutet, macht das Scheiß-Fernsehen sofort eine Sondersendung darüber, dass alle Kinder auf dem Spiel-platz Schutzhelme tragen müssten. Aber von unseren Mäd-chen, die in den Sexgewerbesumpf gezwungen werden, re-det kein Mensch. Das weiße Kind mit der blutigen Nase ist ein Opfer. Das kleine Indianermädchen, das auf Zehnzenti-meterabsätzen balancieren muss, ist nur eine x-beliebige besoffene Indianernutte. Was glauben Sie, wieso die Soma-lier ausgerechnet uns auf dem Kieker haben? Wir werden nicht nur ausgegrenzt; wir sind verdammt noch mal un-sichtbar ... Oh, Scheiße, habe ich das gerade wirklich zu zwei weißen Detectives gesagt?»

Gino rang sich ein Lächeln ab. «Also, ich hab nichts ge-hört. Aber immerhin muss man zugeben, dass die Medien sich auf diese Entführung förmlich gestürzt haben.»

Bully schnaubte durch die Nase. «Ja, noch, aber warten Sie mal ab. Sobald Lindsay Lohan das nächste Mal wegen Alkohol am Steuer verknackt wird, sind unsere Mädchen im Handumdrehen weg vom Bildschirm.» Er brach ab, rieb sich noch einmal den Schädel und setzte die Mütze wieder auf. «Tut mir leid. Ich verhalte mich völlig unprofessionell. Aber ich habe einfach eine Heidenangst, dass die Kerle, die die anderen vier Mädchen in ihrer Gewalt haben, ver-

schwinden, bevor wir ihnen die Hölle heißmachen können. Vor allem nach der Sache hier. Das war nicht geplant. Sie muss irgendwie entkommen sein. Zumindest kurz.»

Magozzi nickte. «Wir werden keine Zeit verlieren. Wir setzen uns sofort mit der Einsatzgruppe für Bandenkriminalität und mit der Sitte in Verbindung, die sollen alle Verdächtigen von der Indianer-Mafia und den Somali-Banden noch vor Mittag vorladen.»

Aus der Ferne hörte man Martinshörner, die rasch näher kamen. «Das ist mein Einsatztrupp», sagte Bully. «Dann mache ich mich mal an die Arbeit.»

«Lassen Sie nichts aus», sagte Magozzi. «Ich will, dass Little Mogadishu komplett mit diesen Vermisstenzetteln tapeziert wird. Fragen Sie an jeder Haustür im ganzen Viertel.»

Alles war voller Fliegen. Und voll Blut. Es klebte Aimee Sergeant in den Haaren, hatte Schlieren auf ihrer grauen Haut und den zerrissenen Kleidern hinterlassen und das hoch aufgeschossene Unkraut bespritzt, das um sie herum wucherte. Doch auch die schlimmsten Entstellungen durch den kalten Tod ließen noch ahnen, was für ein hübsches Mädchen sie gewesen war, bis irgendein gestörter Dreckskerl sie auf diesem zugemüllten, verlassenem Grundstück abgeschlachtet hatte, noch ehe sie alt genug war, den Führerschein zu machen.

Magozzi hielt sich die behandschuhte Hand vor den Mund, atmete flach und versuchte, seinen Blutdruck wieder zu beruhigen, der exponentiell zu seinem Zorn anstieg. Die schlimmsten Verbrechen waren immer die, bei denen das Opfer ein Kind war – erst recht, wenn dieses Kind wie ein Stück Abfall zu bereits vorhandenem Müll geworfen wor-

den war. «Deponiert wurde die Leiche nicht», brachte er schließlich hervor, obwohl seine Zunge sich anfühlte wie ein dicker Wollsocken. «Dazu ist hier zu viel Blut, und die Spritzer auf dem Gras sagen ganz klar: Hauptschlagader. Sie wurde hier getötet.»

Gino nickte steif, dann kniete er sich hin und befühlte das tote Mädchen sanft. «Und zwar schon vor einiger Zeit. Das Blut ist vollständig getrocknet, und die Totenstarre hat auch schon wieder nachgelassen.»

Donnie Marek, ihr weitgehend schweigsamer und angespannter CSI-Nachwuchs-Cicerone, kam einen Schritt näher und blinzelte dabei so heftig wie ein Frosch im Hagel-schauer. «Das dachte ich auch», bemerkte er schüchtern. «Die Verwesung ist aber noch nicht weit fortgeschritten, trotz der Hitze. Ich würde den Todeszeitpunkt auf vier oder fünf Uhr morgens schätzen. Aber wir haben natürlich noch keine Körpertemperatur ...» Er brach ab, schaute zu Boden. «Der Gerichtsmediziner müsste bald hier sein», setzte er leise hinzu.

Magozzi musterte ihn mit hochgezogenen Brauen. «Sie brauchen doch keinen Gerichtsmediziner, der Ihnen sagt, was Sie selber sehen. Was denken Sie über den fehlenden Schuh?»

Donnie Marek hob zaghafte, fast schon hoffnungsvoll den Kopf. «Ich habe gesehen, dass sie eine blutige Blase an der Ferse hat. Wahrscheinlich ist sie entkommen und vor ihrem Entführer oder ihren Entführern weggerannt, wie Jimmy schon vermutet hat. Unterwegs hat sie einen Schuh verloren, und hier wurde sie schließlich eingeholt.»

«Gar nicht schlecht bisher. Dann denken Sie doch noch ein bisschen weiter: Bei jedem Schritt von Aimee sind ein paar Blutspritzer geflogen. Nicht viele, es ist ja nur eine

Blase – aber doch genug, dass man sie finden kann. Irgendwo da draußen muss es eine kleine Blutspur geben. Also schnappen Sie sich Ihre blaue Lampe und folgen Sie dem Blut bis an den Ursprung, selbst wenn das heißt, dass Sie sämtliche Straßen bis nach Iowa absperren müssen. Und bringen Sie uns den fehlenden Schuh. Der ist auch noch irgendwo, und er führt uns vielleicht nicht an den Ausgangspunkt, aber doch zumindest näher ran.»

Marek nickte eifrig und machte sich auf den Weg zu seinem Vorgesetzten, der mit ein paar anderen Kriminaltechnikern zusammenhockte.

Gino richtete sich langsam auf, atmete hörbar aus und sah sich um. Er überlegte, wie weit sie wohl gelaufen war und wo man mit fünfzehn eigentlich so viel Mut hernahm. «Verdammt, Leo. Am liebsten würde ich jetzt heimgehen und meinen Kindern einen Mikrochip einsetzen.»

«Würde mir auch so gehen, wenn ich Kinder hätte.» Magozzi zog sein Handy aus der Tasche. «Ich rufe die Hundestaffel an, die sollen mit ein paar Hunden herkommen. Das ist die einzige Möglichkeit, noch mehr zu finden als den Schuh, falls der Junge ihn uns bringt.»

«Großartige Idee. Du organisierst uns ein paar Tierchen, und ich kontaktiere das FBI in Duluth, nachdem die ja von Anfang an mit der Entführung zu tun hatten. Vielleicht haben sie irgendwelche Infos oder Verdächtige, die uns hier auf eine Spur bringen.»

Eine halbe Stunde später entdeckte Donnie Marek vier Straßen weiter den Schuh. Sie schickten drei Spürhunde die Straße entlang, doch alle drei kehrten immer nur wieder zu dem Schuh zurück und setzten sich neben ihn. Die Spur endete dort.